



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit reingewaschenen Augen mein Studium, meine Arbeit wieder aufnehmen. Ich hoffe, ihm, dem Wilbrandt, noch eines Tages anders als nur mit Worten dafür danken zu können. Übrigens das nebenbei. Ich wollte dir ja hauptsächlich mit alledem sagen, was der Friß für ein Kerl ist, und daß für den die beste Frau gerade gut genug wäre, und daß du diese beste Frau nicht bist. In meinen Augen wenigstens nicht. Heute gewiß nicht. Vielleicht, wenn du dir mit der Zeit Mühe gäbest, ihn kennen zu lernen, von dir aus, so von innen heraus, dann müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn du ihn nicht lieb gewännest. Aber dazu scheinst du keine Anlage zu haben. Jetzt wirfst du riesig wütend auf mich sein, aber ich kann dir sagen: das ist mir fürchterlich einerlei. Ich mußte mir den Zorn von der Seele herunterreden, den Zorn über dich, du Störenfried, und den Kummer um meinen Herzbruder. Wenns dem an den Kragen geht, dann werd ich eben wild. Nun bin ichs los. Nun ist mir leichter. Punktum. Wenn du kannst, wenn du willst, denk mal nach. Adjüs!

Er ging schnell hinaus, ohne sich noch einmal nach Margarete umzusehen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Fürst Bismarck und unser Zukunftsstaat. Die Grenzbotenleser werden mit Vergnügen erfahren haben, wie lebhaft Fürst Bismarck am 9. Juni in seiner Ansprache an die Herren vom Bunde der Landwirte für unser, dem sozialdemokratischen schnurstracks entgegengesetztes politisches Ideal eingetreten ist. Ganz wie wir, will er die Volksvertretung berufsständisch gliedern, denn das ist doch wohl mit der Mahnung: „Halten wir fest an der Interessenvertretung!“ gemeint. Ganz wie wir denkt er dabei hauptsächlich an die produktiven Berufsstände und giebt dabei die Losung aus: „Für jeden ehrlichen produktiven Erwerb! für Landwirtschaft, Handwerk und Industrie!“ Nur darf man sich durch die Bemerkung, die Landwirtschaft sei ja das Gewerbe, das „noch heute die relative Majorität unter den Gewerbebetrieben im deutschen Reiche“ habe, nicht verleiten lassen, alle in ihr Beschäftigten als einen einzigen Berufsstand oder gar als eine einheitliche Interessengruppe aufzufassen: dagegen würden der Herr von Zoller und seine Fuchsmühler Bauern sehr entschieden protestieren. Der der Zahl nach stärkste unter den produktiven Berufsständen — genaue Angaben wird uns ja die in diesen Tagen stattfindende Berufszählung liefern — ist ohne Zweifel die der Lohnarbeiter. Die industriellen sind im Reichstage schon leidlich vertreten, die landwirtschaftlichen dagegen noch gar nicht. Die nächstgrößte berufsständische Gruppe von Produktiven dürfte die der Kleinbauern sein, die wieder in verschiedene Untergruppen zerfällt. Da sind die Waldbauern, über deren Bedrängnisse wir schon oft geschrieben haben; im Reichstage hat für sie noch kein Mensch auch nur ein Wort gesprochen. Da ist der Justmann des Nordostens, der für den gnädigen Herrn einen Scharwerker halten und, ein so liederlicher Bursche es auch sein mag,

zu seinen Kindern in die einzige Kammer legen muß. Für ihn hat im Reichstage noch kein Mensch auch nur ein Wort gesprochen. Da ist der Kleinbauer anderer Gegenden, zwar persönlich unabhängig, aber außer durch harte Arbeit noch durch mancherlei andres geplagt. So z. B. begegnet es ihm wohl, daß die Herren im Kreise von den Überweisungen aus der lex Huene eine Skatthausfee bauen und ihm dadurch den Wasserabfluß versperren, sodaß ihm das nächste Hochwasser den Acker verwüftet. Für ihn ist im Reichstage noch kein Wort gesprochen worden. Dann sind etwas größere Bauern, denen es ja leidlich gehen würde, wenn sie nicht von kinderreichem Schlage wären. Die Versorgung der Kinder stürzt sie in Schulden und verkleinert das Stammgut. Wären sie im Reichstage vertreten, so würden sie ohne Zweifel schreien: Schafft uns Land! Hier und da findet sich ein Wohlthäter: ein Rittergutsbesitzer, der seinen Acker in Parzellen an die Bauern seines Dorfes verpachtet. Nur unglücklicherweise, weil das Land so knapp ist, müssen sie sich gegenseitig steigern. Noch heute kommt es vor, daß sich in solchem Acker angelegtes Kapital zu 6 bis 7 Prozent verzinst; die „Drohne“ — eine wohlthätige Drohne zwar, aber trotzdem nur Drohne — erhält also doppelt so viel, als sie nach dem heutigen Zinsfuße zu fordern berechtigt wäre, und der hart arbeitende Bauer muß es zahlen. Gäbe es mehr Land, und hörte die Konkurrenz der Pächter auf, so würde der Pachtzins von selbst heruntergehen. Also diese größte Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Produktiven ist ganz unvertreten. Nach ihnen kommen die Handwerker; sie sind teils gar nicht, teils schlecht vertreten. Dann erst kommen der Zahl nach die Großbauern und Rittergutsbesitzer. Nun, die haben keine Ursache zur Klage; sie sind so brillant vertreten, daß sie seit 1878 den Reichstag beherrschen — vom preussischen Landtage gar nicht zu reden. Wenn sie in siebenzehn Jahren nicht wenigstens eine einzige Niederlage — bei den Handelsverträgen — erlitten hätten, dann müßten sie ja den Meid der Götter fürchten. Aber natürlich kann das so nicht bleiben, wenn die übrigen Produktiven, die im Schweisse ihres Angesichts produzierenden, die ihrer Zahl entsprechende Vertretung erlangen sollen.

Freilich, mit Geistesblitzen wird eine aus Lohnarbeitern, Kleinbauern und Handwerkern bestehende Versammlung nicht glänzen; kein Alexander Meyer wird die Klassiker zitiren, kein Gneist staatsphilosophische Ideen entwickeln. Aber was schadet das? Sind ja doch alle, die „ohne Aar und Palm“ zu besitzen, nur solches treiben, unnütze Drohnen. Drohnen sind, die „nichts produziren als Gesetze.“ Drohnen sind umsomehr, die nichts produziren als Strafurteile, Schulmeisterweisheit, Zeitungsartikel, Verse und dergleichen Zeug. Fort also mit allen Drohnen! Werden wir wieder ein Volk von lauter Produktiven, wie unsre Väter vor tausend Jahren gewesen sind! Statte man uns Drohnen alle mit Landgütern aus! Mit welcher Wollust werden wir uns in den grünen Klee legen statt ins Tintenfaß, wie gesund wird es uns sein, wenn wir statt der Feder den Dreischlegel führen können, und wie gut wirds um die Welt stehen, wenn wir des Sonntags, anstatt zum Ärger der Produktiven über Dinge, die wir nicht verstehen, unnütze Artikel zu schreiben, uns mit dem Nachbar, einem ehemaligen Professor der Ästhetik, über den Unterschied von Stallmist und Abtrittdünger oder über die Leistungsfähigkeit des Gemeindegewisses unterhalten! Und wie werden der Staatsanwalt und der sozialdemokratische Redakteur von ehemals lachen über den Haß, mit dem sie sich gegenseitig verfolgt haben, wenn sie einander über den Zaun ihrer Gärten Tabakfeuer reichen und einer des andern Saaten preisen! Denn selbstverständlich giebt es im Staate der Produktiven weder Sozialdemokraten, da ja jeder Eigentum hat, noch

Staatsanwälte, deren Notwendigkeit ja mit dem Verschwinden der Revolutionäre und der Spitzbuben wegfällt. Im Kanton Uri soll das Gefängnis, wenn es überhaupt eins giebt, gewöhnlich leer stehen. Für Bismarcks Tischgäste vom 9. Juni freilich wird ein Umstand bedenklich sein: die landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden nicht allein im Preise noch weiter sinken, sondern gar keinen Preis mehr haben, wenn wir Drohnen, die wir sie bis jetzt bezahlt haben, verschwinden, und ein jeder seinen Weizen, seine Butter und sein Kalbfleisch selber erzeugt; allein sie sind ja patriotische Männer und werden ihr Sonderinteresse gern opfern, wenn sie damit unserm Volke den Himmel auf Erden schaffen können.

Daß jeder Minister eine Domäne haben muß, versteht sich bei dieser allgemeinen Rückkehr zur Naturalwirtschaft von selbst. Er wird dann mit seinem Sessel nicht mehr so äußerlich verbunden sein, daß man ihm vorwerfen könnte, er klebe dran, oder seine Frau klebe ihn dran, sondern er wird in seinem Amte wurzeln. Aber wozu erst Leute mit Domänen ausstatten, damit sie Minister werden können? Ist etwa unsre Geburtsaristokratie zu dumm für das bischen unproduktive Ministerarbeit? Warum also nicht alle Staatsämter, gleich den erblichen Hofämtern, wieder zu Anhängseln der Fürstentümer und Grafschaften machen? Da gäbe es vielleicht einen Erberzkanzler des Reiches, der Fürst Pleß wäre vielleicht Erboberrichter, der Fürst Hohenlohe vielleicht Erbschatzmeister, der Graf so und so erblicher Kreishauptmann in X, jeder Rittergutsbesitzer übte als kaiserlicher Vogt die Gerichtsbarkeit aus über sein Gefinde und seine Justen, während sich die freien Bauern des Gaus an jedem Vollmond auf der Dingstatt versammelten, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und etwaigen Frevlern Bußen aufzulegen. Da hätte alle Streberei und Kleberei, alles Parteiwesen und alle Fraktionspolitik ein Ende! Das ist so unsre, der reaktionären Romantiker, „rückständige“ — wie es die Sozialdemokraten nennen — Utopie, und wir freuen uns nicht wenig darüber, eine solche Autorität zum Eideshelfer bekommen zu haben. Zur Verwirklichung fehlt hauptsächlich eins: das Land, aus dem die Bauergüter für uns Drohnen zugeschnitten werden sollen. Möge uns Bismarck — das wäre eine letzte schöne und große Lebensaufgabe für ihn — dazu verhelfen!

Universitätsreform. Unter dem Titel „Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung“ hat ein ungenannter Verfasser, der außerordentlicher Professor an der Berliner Universität zu sein scheint, das Wort ergriffen, um einige Übelstände an den Universitäten zu beleuchten. Wir erkennen an, daß die Ungleichheit der akademischen Verhältnisse der ernststen Aufmerksamkeit wert ist, und eine Ausgleichung der sozialen Verschiedenheiten innerhalb desselben Lehrkörpers erstrebt werden muß; aber die Vorschläge des Verfassers selbst zeigen ihn nicht als berufenen Reformator. Das geht besonders aus der Leichtigkeit hervor, mit der er die Verseßbarkeit der akademischen Lehrer ins Auge faßt, mit der vagen Einschränkung, daß man bei Ordinarien nur in dringenden Fällen davon Gebrauch machen dürfe. Also so wenig ist der Verfasser, obwohl er akademischer Lehrer ist, in den Geist unsrer Universitäten eingedrungen, daß er das größte ihrer Privilegien leichten Kaufs aus der Hand geben will. Die Unverseßbarkeit der Universitätsprofessoren ist der wirksamste Schutz wissenschaftlicher Forschung, sie allein gestattet ein freies, auch mißliebiges Wort, und mancher Historiker und Philosoph würde wohl in reaktionären Zeiten aus „pekuniären Gründen“ verjagt werden können, wenn er sonst unbequem würde.

Der Verfasser betont mit Nachdruck die Beamteneigenschaft der Professoren:

„der Universitätslehrer soll vor allem Beamter sein.“ Wir bitten um Vergebung: er soll vor allem Forscher sein. Nicht die Beamteneigenschaft, sondern der Forschergeist deutscher Universitätslehrer hat den Universitäten und dem Staate das Ansehen gegeben, das von seinen Gelehrten auf ihn ausströmt. Wer auf dem vom Verfasser betretenen Wege wandelt, wird zu einer Art von Obergymnasium geführt werden, dessen Lehrern mit „regulirter Pflichtstundenzahl“ die Freude am Unterrichten und „freier“ Forschung durch die Möglichkeit ihrer Versetzung gewaltig beeinträchtigt werden würde. Diese Punkte machen uns das Buch des Verfassers so unannehmbar, daß wir auf weitere Auseinandersetzung mit ihm verzichten können. Kaum eine Seite des Buches dürfte unbeanstandet bleiben. Nebenbei tritt auch in den positiven Vorschlägen mit ihrem verwickelten Rechnungsweisen ein bürokratischer Geist hervor, dem die Freiheit fehlt, die akademischen Verhältnisse richtig zu beleuchten. Nur einiges sei noch herausgegriffen. Seite 103 wünscht der Verfasser eine Erleichterung der Habilitation an manchen Fakultäten. Seite 180 in Bezug auf den Nachweis allgemeiner, insbesondere philosophischer und pädagogischer Bildung eine Verschärfung. Also wenn sich z. B. ein vorzüglicher junger Chirurg, den Männer wie Bergmann oder der verstorbene Willroth warm empfohlen haben, habilitiren will, der soll in Bezug auf philosophische Erkenntnis geprüft werden? Von wem? Von den Dozenten der philosophischen Fakultät? Wer da weiß, daß die Prüfung der jungen Naturforscher in der Philosophie schon beim Doktorexamen auf den stärksten Widerspruch der naturwissenschaftlichen Dozenten stößt und die Fakultäten zu zerreißen droht, wird solche allgemeine Betrachtungen des Reformators mit Erstaunen lesen.

Der Verfasser mißt ferner alle Universitäten zu sehr mit dem Maßstab der Berliner Verhältnisse, in denen sich allerdings mancherlei ganz anders als in den Provinzen ausnimmt. In den Provinzen sind z. B. die Rektorats- und Dekanatsgebühren keineswegs „fürstlich“, sondern drücken nur eine mäßige Entschädigung für die gesteigerte Mühwaltung aus.

Wir wiederholen, die Ungleichheiten in den Verhältnissen der Universitätsprofessoren bedürfen dringend einer ausgleichenden Hand, aber nicht der stark demotivirenden Hand des Verfassers. Von ihren Gehältern können sorgenfrei verhältnismäßig nur wenige Ordinarien leben (eine erkleckliche Summe geht ohnedies noch für Bücher ab), Extraordinarien natürlich noch weniger. Nicht die manchmal harten Jahre des Privatdozententums schrecken von der akademischen Laufbahn ab, sondern die Aussicht, auch nach Erreichung des Zieles vielleicht noch keine auskömmliche Einnahme zu haben. Über die Höhe der Einkünfte bestehen im Publikum sehr merkwürdige Ansichten, und diese Ansichten werden durch Erörterungen über das Durchschnittseinkommen nicht geklärt; denn da wird dem B zugerechnet, was A hat, B aber vielleicht niemals auch nur annähernd erreicht. Wenn ein Geograph 5000 Mark bezieht, ein Chemiker 12000 Mark, so beträgt das Durchschnittseinkommen freilich 8500 Mark, aber der Geograph sieht vielleicht nie etwas davon.

Sollen wir, um nicht ganz negativ zu bleiben, eigne Vorschläge hersetzen, so würden wir allmählich die Einführung folgender Grundsätze wünschen:

1. Kein akademischer Lehrer darf ein amtliches Einkommen beziehen, das die Gesamtsumme von 12000 bis 15000 Mark übersteigt. (Das Einkommen setzt sich aus Gehalt und Kollegiengeldern zusammen.)
2. Der Überschuß über diese Summe wird für alle preussischen Universitäten zu einem Besoldungsfonds vereinigt, dessen Zinsen zur Aufbesserung der Gehalte dienen.
3. Für alle Professoren (außerordentliche wie ordentliche) ist ein niedrigstes Einkommen festzusetzen und durch

Alterszulagen in gewissen Abständen zu erhöhen; dabei ist zwischen den einzelnen Universitäten kein Unterschied zu machen. 4. Professoren, die nach der Natur ihres Faches sehr geringe Kollegienelder beziehen, beziehen den Gehalt der nächsthöheren Altersstufe.

Zur Bahnsteigabsperrung. In den heißen Pfingsttagen hat sich eine Nebenfolge der Absperrung der Bahnsteige gezeigt, die im Interesse der Wohlfahrt des reisenden Publikums rasch beseitigt werden sollte. Auf einer ganzen Anzahl von Bahnhöfen liegt der Trinkbrunnen hinter dem Gebäude. Die Reisenden, die weiterzufahren haben, konnten in der kurzen Zeit eines Aufenthaltes schon immer sehr schwer zu ihm gelangen; nun aber wird es unmöglich. Wer mit Kindern reist, weiß, wie nötig frisches Wasser in dem glühofenartig durchwärmten Eisenbahnwagen ist. Aber auch den Erwachsenen sollte man soviel wie möglich Gelegenheit geben, ihren Durst an andern Getränken als den teuern Bieren und Schnäpsen der Bahnrestaureure zu löschen. Wer durch Bitterfeld reist, sehe sich die dortige Brunnenanlage an: so leicht erreichbar und benutzbar sollten sie in allen größern Bahnhöfen sein. Die Absperrung bringt schon genug Unannehmlichkeiten für die Reisenden mit sich; erschwere man ihnen, und es sind doch durstige Deutsche, nicht auch noch den Weg zum Brunnen!

Im panischen Stil. Und ich stieg und stieg, hinter mir in greulicher Nacht unermessliche Tiefen gefüllt mit den Köpfen toter Jahrtausende. Ich stieg und stieg, und von oben her durch die kreisenden Nebel recken sich Arme, riesige Arme, sie fassen mich, tragen mich, heben mich, und ich stand. Und eine Helligkeit war um mich, aber die Helligkeit war ein glänzendes Dunkel. Und ich sah eine Wiese und auf der Wiese ein nacktes neugeborenes Kind, das sprach zu mir: bist du mein Vater? Und ich erwiderte: du bist mein Kind, oder ich möchte doch, daß du es wärest. Da fühlte ich die zeugende Kraft mir mächtig erquellen. Und auf derselbigen Wiese, nicht weit von dem Kinde saß, die ich erst nicht gesehen, eine Jungfrau. Und ich ging zu der Jungfrau, und das glänzende Dunkel ward dunkler, ein Gewitter erhob sich, und da es sich unter Blitz und Donner ergossen, empfand ich, eine neue Welt war begründet. Und wir standen auf, und siehe, in der Ferne war ein purpurnes Leuchten, und das Leuchten war ein tönendes Klingeln, es war Duft und balsamischer Wohlgeruch, und auf wogenden Wellen drang es heran, und ich sah und hörte und fühlte das leuchtende Tönen und das duftende Licht und trank die süßen Wellen des Lichts. Und „mir war, als wär ich — des Menschen Auge hats noch nimmer gehört, des Menschen Ohr hats nicht gesehn, des Menschen Hand kanns nicht schmecken, seine Zunge kanns nicht begreifen, und sein Herz nicht wieder sagen, wie mir war.“ Und das war die neue Welt, und wir waren selig.

Litteratur

Meyers Konversationslexikon. In der Einleitung zu seinen „Sprachdummheiten“ sagt G. Wustmann einmal: „Ein Mann von Kenntnissen und Urteil würde nicht fertig werden, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, Tag für Tag zu berichtigen, was eine einzige Zeitung — vielleicht sein eignes »Leiborgan!« — den Lesern aufstischt an verdrehten politischen Anschauungen, veralteten wissenschaftlichen Angaben, schiefen litterarischen Urteilen, unreifem Kunstgeschwätz“ — und man kann das wohl nicht bestreiten. Dann heißt es weiter: „Aber was will das